

Bernhard BUTZIN, München

Was macht alte Industrieregionen alt? — Das Beispiel Ruhrgebiet*

Herr Präsident, meine Damen und Herren!

Das Zitat eines Großen, am besten Goethes, wäre natürlich dem Anlaß und dem Rahmen eines Fakultätsempfanges angemessen. Aber seien wir ehrlich: Wo käme man da mit dem Ruhrgebiet denn hin, dem doch — von einigen lang verblichlenen Schlotbaronen abgesehen — bürgerliche Eliten und Spitzenkultur abgesprochen werden. So muß sich denn der Text dem Kontext beugen, ich beginne mit einem anderen, allerdings durchaus denkwürdigen Bildzitat (vgl. Abb. 1).

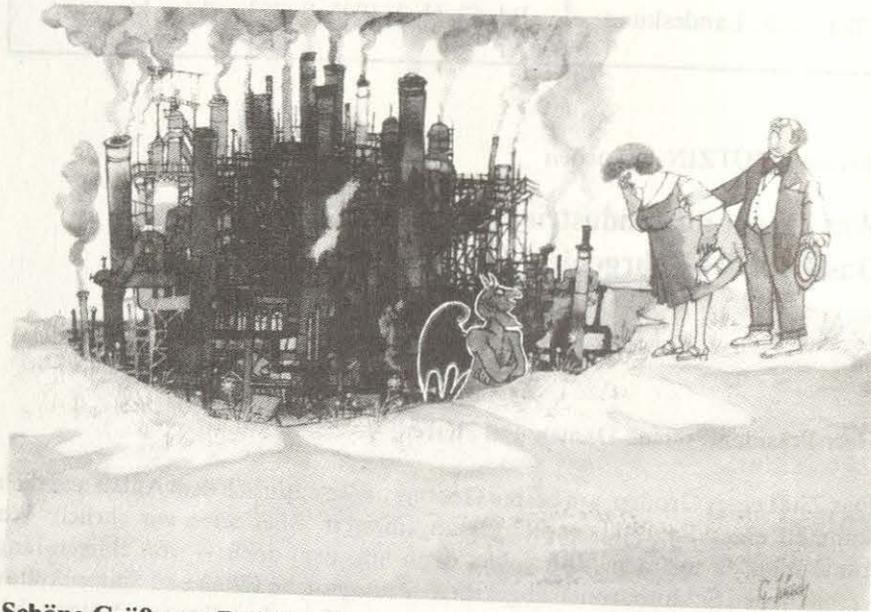
„Schöne Grüße aus Ruß-Land — Treffen Sie Ihre Vorurteile“ heißt es da in beißender Satire. Der Teufel — Herr über einen gigantischen Industriemoloch — läßt grüßen. Luft und Boden konkurrieren um die schönsten Gifte, der Bürger, der regionsfremde zumal, rümpft indigniert die Nase.

Die Geschichte dieses Bildes ist wesentlich für unser Thema: Mitte der 70er Jahre ist es im Rahmen einer Serie ähnlich satirischer „Grüße“ von dem bekannten Karikaturisten Gerd Hüsch entworfen worden. Es avancierte Ende der 70er Jahre zum Aufmacher der ersten Imagekampagne des „Kommunalverbandes Ruhrgebiet“ (KVR), wurde in hoher Auflage gedruckt, dann verworfen, die Auflage eingestampft, Restexemplare im Keller des Kommunalverbandes Ruhrgebiet verschlossen. So hilflos verstrickt und sklerotisiert war die Region in ihrer allgegenwärtigen Vergangenheit, daß selbstkritische, gar satirische Distanz — draußen lange schon zum Stereotyp geworden — nicht nur nicht möglich war, sondern als geheime Verschlusssache behandelt werden mußte.

Die Geschichte des Bildes nimmt ihren Lauf: Ende der 80er Jahre in Einzelexemplaren ans Licht gelangt, zu Liebhaberpreisen gehandelt, hängt die Serie seit Ende 1992 wieder im Verbandsgebäude des KVR öffentlich aus. Eine Region kann endlich über sich lachen, kann sich karikieren, beginnt sich zu finden, denn

* Vortrag zum Fakultätsempfang der Technischen Universität München am 19. 1. 1993

Abb. 1



**Schöne Grüße aus Ruß-Land
Treffen Sie Ihre Vorurteile**

1974

die Vergangenheit hat ihre Aktualität verloren. Es gibt wohl kaum einen präziseren Indikator für die Befindlichkeit, das Alter einer Region als die symbolische Ortsbezogenheit, das Regionalbewußtsein ihrer Eliten.

Und wie sehen sich die Bewohner selbst im Ruhrgebiet? In einer Untersuchung mit dieser Frage konfrontiert, fanden sich drei Reaktionsmuster: (Typ 1) Wo immer die Ballungsrandzone in der Nähe ist, windet man sich heraus: „Wir sind ja hier gar nicht mehr im Ruhrgebiet!“ Im Regionsinneren greift diese Strategie der mentalen Absetzbewegung natürlich nicht mehr und wird ersetzt. (Typ 2) „Schauen Sie doch nach draußen. Alles grün hier! Wir leben hier wie im Paradies. Da müssen Sie erstmal in das tiefste Ruhrgebiet nach X (d. V.) gehen!“

Abgesehen davon, daß diese Variable so gut wie alle Städte einschloß, verdichteten sich derlei Empfehlungen in Herne. Dort nachgefragt, konnte der Schwarze Peter in der Tat nicht mehr mit dem andernorts üblichen Brustton der Überzeugung weitergereicht werden. Was also macht der Herner in seiner Not, sich eine identifikationsfähige Heimat zu bewahren? Er hat eine dritte Strategie gefunden: „Es ist doch schön hier. Das hätten Sie nämlich mal früher sehen müssen!“ So grenzt sich jeder sein Stück Heimatidylle aus einer prinzipiell kaum als identifikations- und liebenswürdig erachteten Region aus.

In der Bevölkerung herrscht also noch ein negatives, in der regionalen Elite dagegen bereits schon ein eindeutig positives Regionalbewußtsein. Wir sehen: Der symbolische Ortsbezug und die Identifikationsfähigkeit, somit eine der wich-

tigsten Schlüsselressourcen für die Zukunft einer altindustrialisierten Region, stehen mitten im Umbruch. Was ist geschehen?

Da ist das Ruhrgebiet doch im Jahr 1990 tatsächlich vom IFO-Institut München zum „Aufsteiger der 90er Jahre“ gekürt worden. Die Medien spielten begeistert mit. Bei allem Respekt, diesen Streß hätte man dem Ruhrgebiet ersparen sollen! Zwar signalisierten manche Indikatoren die Farbe der Hoffnung: Die Bevölkerung wuchs erstmals seit über zwei Jahrzehnten wieder (1986—1991: 4,5 %) und mit ihr die Zahl der Erwerbstätigen (1986—1990: 8,7 %). Die Arbeitslosigkeit sank rapide, der Konjunkturmotor hatte — unterstützt vom neuen Deutschland — seinen Boom in den Stahl- und Maschinenbausektor getragen. Auch kann sich das Ruhrgebiet inzwischen im Ruf der dichtesten Hochschul- und Forschungslandschaft Europas sonnen — ein wohl weltweit beispielloser Aufbauverfolg. Technologiezentren schießen wie Pilze aus dem Boden.

Wieweit also ist die Verwandlung des Ruhrgebiets von Ruß-Lands Schornsteinindustrie zur informationsindustriellen Postmoderne wenn schon nicht gelungen, so doch wenigstens als Richtung erkennbar? Aus dieser Sicht schwenkt unsere bildhafte und ja gut bekannte Titelfrage nach dem Alterungsprozeß einer Industrieregion (vgl. WIENERT 1990, RWI Mitt. 4/1990) auf die Perspektive ihrer Zukunft und ihrer Innovationsfähigkeit.

Wenden wir uns zunächst den regionalen Rahmenbedingungen der Entwicklung und danach den spezifischen Innovationspotentialen zu: In der etwa 50jährigen Abfolge der basistechnologischen Erneuerungs- und Wachstumsschübe zeichnet sich das Ruhrgebiet seit 1870 durch eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit aus: Auch noch im vorletzten Technologieschub (Auto / Chemie / Elektrizität) behält der Montankomplex seine Wachstumsdynamik. Das historische Beschäftigungs- und Wirtschaftswachstum spiegelt dies. Es läßt sich vom basistechnologischen Wechsel nicht irritieren, wird dann aber in der Phase der jüngsten Technologiegeneration (Kunststoff / Flugzeug / Chip) schwer in Mitleidenschaft gezogen, um sich erst in den letzten Jahren seit 1987 zögerlich zu erholen.

Jetzt ist es an der Zeit, sich an das kleine Teufelchen, den Herrn des Montanmolochs, zu erinnern. Ich werde Ihnen nun meine Interpretation seines Wirkens darlegen. Schauen wir nämlich genauer hin, so basiert das Wachstum bis Mitte der 60er Jahre eben auf Anpassungsleistungen innerhalb des bestehenden Montankomplexes, nicht auf branchenstrukturellen und basistechnologischen Innovationen. Das hat vier systematische Ursachen:

1. Bis Mitte der 60er Jahre verkauften die Montankonzerne, die über einen großen Teil der regionalen Gewerbeflächen verfüg(t)en, keine Flächen an ansiedlungswillige Großunternehmen, Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt. Branchen der beiden jüngsten Technologiegenerationen wurden so — mit der Ausnahme Opel — weitestgehend aus der Region ausgeschlossen, obwohl es nicht an Ansiedlungswünschen beispielsweise der Autoindustrie und der anorganischen Chemie fehlte.
2. Zu dieser Bodensperre, also dem Ausschluß exogener Neuerungsimpulse, kam eine Bildungssperre hinzu, eine Unterbindung endogener Innovationspotentiale: Die höheren Qualifikationen im Montanbereich erfolgten in spezifischen Berg- und Hüttenfachschulen außerhalb der Region. Die erste

Universität wurde erst 1964 gegründet. Bis dahin war das Ruhrgebiet — immerhin eine Region von fast 6 Millionen Einwohnern — eine hochschulfreie Region.

3. Die Klein- und Mittelunternehmen hatten sich in aller Regel als langjährige, auftragsgebundene Zulieferer der Großbetriebe spezialisiert. Für Produkt-, Markt- oder Organisationserneuerungen gab es kaum Anlaß. Die mittelständische Unternehmenskultur — eine der tragenden Säulen der gegenwärtigen Innovationen — verkümmerte.
4. Da bedurfte es nur noch eines vierten Elementes, der hocheffektiven Interessenskoalition zwischen Partei- bzw. Kommunalpolitik, Arbeitgebern und Gewerkschaften, um das System hermetisch gegen Neuerungen abzuschotten und im unaufhaltsamen Verfall an den Subventionstropf zu hängen. Zwar konnte so der montanindustrielle Abbau vergleichsweise sozialverträglich gestreckt werden. Erfolgversprechendere Strategien einer gesamtindustriellen Erneuerung, wie sie Minister Karl Schiller schon 1966 vorgesehen hatte, wurden damit aber verhindert.

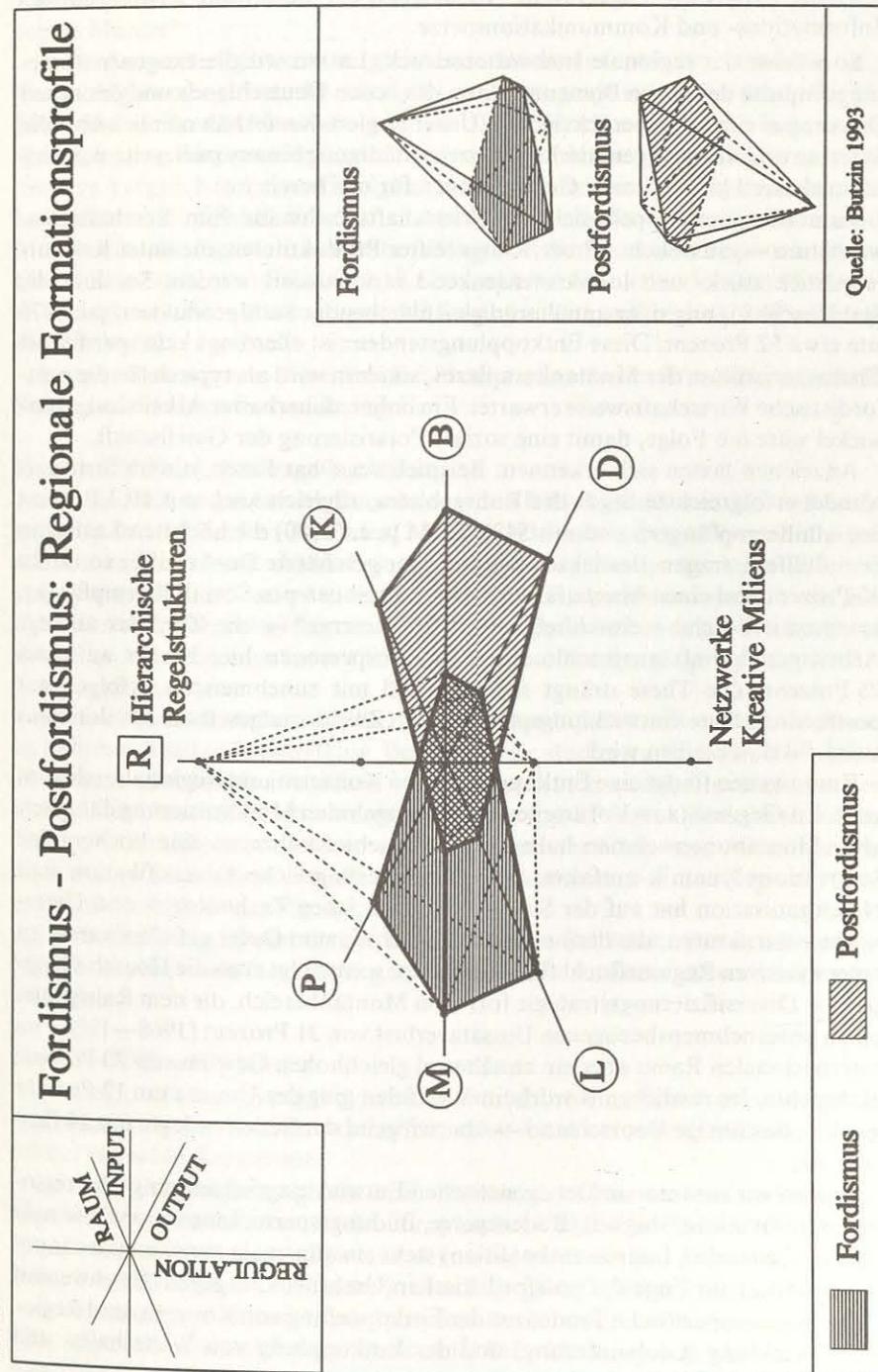
Mit diesen vier Zutaten gelingt unserem Regionalteufel eine standesgemäß recht böartige Tinktur: Die Folgen dieser hermetischen Abschottung des regionalen Wirtschaftssystems bestehen nämlich nicht nur in einer Monostrukturierung und Sklerotisierung der Branchen- und Infrastruktur, sondern vielmehr in einem genetischen Entwicklungsschaden mit Langzeitwirkung: Ein ganzer Strukturkomplex an endogenen und exogenen, unternehmerischen, qualifikatorischen und politischen Innovationspotentialen fehlt seither.

Und das in einer „Wendezeit“, wo mit dem Chip nicht nur irgendein — den bisherigen basistechnologischen Generationen gleichwertiger — Wechsel ansteht, sondern wo Abschied von einem ganzen Regulationsregime zu nehmen ist, das sich durch standardisierte, arbeitsteilige Massenproduktion im Verein mit hoher Massenkaukraft, festgefügteten wohlfahrtsstaatlichen Regelwerken, funktional hierarchisierten Politikstrukturen, wachstumsideologischer Hilflosigkeit und ökologischer Unbedarftheit auszeichnet. Dieser Wechsel — im Übergang vom Fordismus als Postfordismus dokumentiert — bringt ein bislang völlig unbekanntes Ausmaß an gesellschaftlichem Innovationsdruck mit sich, das an die Jasperschen „Achsenzeiten“ erinnert.

Beschränken wir uns auf eine Grobauswahl dieser Neuerungsimpulse (vgl. Abb. 2): In „alten“ Regionsformationen dominieren fordistische Großbetriebe mit „harten“ Standortfordernissen: Sie zeichnen sich durch eine hohe Bedeutung der materiellen Infrastruktur, der arbeitsmarkt-, lage-, rohstoff- und fertigungsbezogenen Gunstfaktoren aus. Die Ansprüche an höherwertige unternehmensbezogene Dienstleistungen, Qualifikation, Information und Kommunikation sind gering.

Auf dem Weg der postfordistischen Regionsformation wird nun jeder dieser Faktoren einen qualitativen Sprung bewältigen müssen: Heraus aus einem Set materieller Potentiale zu einem Set immaterieller Kompetenzen: Auf Massenproduktion ausgerichtete Gunstfaktoren der materiellen und personellen Infrastruktur (P) verlieren ihre Bedeutung zugunsten hochwertiger wirtschaftsbezogener Dienste, Private-Public-Partnerships, unternehmensnaher Verwaltungen (D). Vorteile der Rohstoff- und Komponentenverfügbarkeit (M) werden ver-

Abb. 2



drängt vom Gewicht qualifikatorischer und kultureller Ressourcen (Rohstoff „Wissen“: B). Viele Lagevorteile (L) weichen der Bedeutung leistungsfähiger Informations- und Kommunikationsnetze.

So wächst der regionale Innovationsdruck. Lassen wir die exogenen Änderungsimpulse des neuen Binnenmarktes, des neuen Deutschlands und des neuen Osteuropas einmal unberücksichtigt. Unser Regionalteufel hält nämlich über die Sklerose und über die genetische Langzeitschädigung hinaus zwei weitere, regionalstrukturell hochbrisante Gefährdungen für uns bereit.

Zum einen entkoppelt sich das Wirtschaftswachstum vom Beschäftigtenwachstum — ein üblicher Prozeß ausgereifter Produktlinien, die unter Konkurrenzdruck stück- und lohnkostensenkend rationalisiert werden. So sinkt die Stahlbeschäftigung trotz annähernd gleichbleibender Stahlproduktion seit 1970 um etwa 52 Prozent. Diese Entkopplungstendenz ist allerdings kein spezifisches Charakteristikum des Montankomplexes, sondern wird als typisch für die postfordistische Wirtschaftsweise erwartet. Ein hoher, dauerhafter Arbeitslosigkeitssockel wäre die Folge, damit eine soziale Polarisierung der Gesellschaft.

Anzeichen lassen sich erkennen: Beispielsweise hat Essen, die im Strukturwandel erfolgreichste Stadt des Ruhrgebietes, zugleich auch mit 10,3 Prozent Sozialhilfeempfängern und mit 543,00 DM p. c. (1990) die höchsten Lasten an Sozialhilfe zu tragen. Berücksichtigt man eine geschätzte Dunkelziffer von zirka 30 Prozent und einen Mantelfaktor von 0,8 Personen pro Sozialhilfeempfänger, so summiert sich — einschließlich „stiller Reserve“ — die Zahl der aus der Arbeitsgesellschaft ausgeschlossenen Erwerbspersonen hier bereits auf etwa 25 Prozent. Die These drängt sich auf, daß mit zunehmenden Erfolgen auf postfordistischen Entwicklungspfaden die „Zweidrittelgesellschaft“ durchaus keine Fiktion bleiben wird.

Zum zweiten findet eine Entkoppelung von Konzern- und Regionalwachstum statt. Im Gegensatz zu Vorurteilen einer mangelnden Modernisierungsfähigkeit alter Montanunternehmen haben die Ruhrgebietskonzerne eine hochgradige Innovationsdynamik entfaltet: Aber deren erfolgreiche Diversifikation und Neuorganisation hat auf der Suche nach eben jenen Technologie- und Unternehmensstrukturen, die der heimischen Sklerose zum Opfer gefallen waren, zu einer massiven Regionsflucht führen müssen: so verfolgt etwa die Hoesch-Gruppe eine Diversifizierungsstrategie fort vom Montanbereich, die dem Ruhrgebiet einen unternehmensbezogenen Umsatzverlust von 21 Prozent (1968—1988), im internationalen Raum aber ein annähernd gleichhohes Gewinn von 20 Prozent einbrachte. Im restlichen Nordrhein-Westfalen ging der Umsatz um 12 Prozent zurück, das übrige Deutschland — überwiegend der Süden — legte um 14 Prozent zu.

Fassen wir zusammen: Der „genetischen Entwicklungsschädigung“ der regionalen Innovationsfähigkeit (Bodensperre, Bildungssperre, Innovationsblockade des Mittelstandes, Interessenskoalition) steht ein allgemein zunehmender Innovationsdruck im Zuge des postfordistischen Umbruchs entgegen. Erschwerend treten regionsspezifische Tendenzen der Entkoppelung von Konzern- und Regionalentwicklung (Globalisierung) und der Entkopplung von Wirtschafts- und Beschäftigungswachstum (soziale Polarisierung) hinzu.

Wie steht es nun angesichts dieser gerontologischen Befunde zu den Hemmnis-

sen der regionalen Strukturerneuerung um die konkreten Zukunftspotentiale des Ruhrgebietes? Findet der — durchaus nicht nur im Detail verborgene — Teufel seinen Meister?

Erste Antworten gibt eine vergleichende Studie europäischer Industrie- und Technologiemetropolen, die kürzlich vom Geographischen Institut der TU München in Zusammenarbeit mit dem IFO/München und dem Institut für Raumplanung/Universität Dortmund erstellt worden ist: Unter den im internationalen Vergleich isolierten Erfolgsfaktoren der europäischen Regionalentwicklung nehmen fünf Schlüsselfelder eine herausragende Rolle ein. Sie können als Motoren für die regionale Innovationsfähigkeit, für lokale und regionale „kreative Milieus“ gelten: a) Bildung, b) Kultur, c) unternehmensorientierte Dienste, d) die regionale Selbststeuerungs- und Kommunikationsfähigkeit, schließlich e) die Netzwerkkompetenz.

Untersuchen wir nun diese fünf Schlüsselressourcen des Wandels nach ihren Stärken und Schwächen im Ruhrgebiet:

Kreatives Milieu I (Bildung/Qualifikation):

Stärken: Die Angebote der Forschungs- und Bildungsinfrastruktur sind mit je sechs Hoch- und Fachhochschulen, vier Max-Planck- und zwei Fraunhofer-Instituten ausgezeichnet. Ähnliches gilt für das Angebot an hochqualifizierten Arbeitskräften. Die Studentendichte (Anteil der Studenten an der 18- bis 24jährigen Wohnbevölkerung) liegt mit 25 Prozent deutlich über dem Mittel anderer deutscher Verdichtungsräume (22 %). Innovative Studiengänge sind in der Erprobungsphase.

Schwächen: Der Arbeitsmarkt ist für die hochqualifizierten Arbeitnehmer nicht hinreichend aufnahmefähig. Beispielsweise studierten Ende der 80er Jahre 10 Prozent aller bundesdeutschen InformatikerInnen an den Hochschulen des Ruhrgebiets, beschäftigt aber waren hier nur knapp 4 Prozent. Brain drain ist die Folge. Weiterhin reicht die Innovationsfähigkeit der Klein- und Mittelbetriebe noch immer nicht aus. Die hohe Facharbeiterkompetenz in der Region ist auf traditionelle Industriezweige begrenzt.

Fazit: Die Bildung und Qualifikation als erste Schlüsselressource kreativer Milieus zeichnet sich durch sehr gute Angebote, aber unzureichende regionale Nachfrage aus.

Kreatives Milieu II (Kultur):

Das regionale Kulturangebot hat nicht nur als weicher Standortfaktor große Bedeutung erlangt. Als „Kulturschaffen“ spielt es auch eine Schlüsselrolle für die lokale/regionale Kreativität.

Stärken: Das Breitenangebot an Kultureinrichtungen und -veranstaltungen liegt weit über den Standards vieler europäischer Vergleichsregionen. Dringliche Ergänzungsangebote in der Spitzenkultur werden seit einigen Jahren erfolgreich durch die Aktivitäten des „Initiativkreises Ruhrgebiet“ (IR) gefördert. Wie unter anderem die vorbildlichen Modellprojekte der Internationalen Bauausstellung IBA zeigen, nimmt das industriekulturelle Erbe als Saatgut der Identifikation und Kreativität im Ruhrgebiet einen herausragenden Stellenwert ein.

Schwächen: Die Pro-Kopf-Aufwendungen der Kulturretats sind (angesichts

der extrem hohen Belastung im kommunalen Sozialhilfereich) sehr gering. Die höchsten Werte erreichen im Ruhrgebiet ausnahmsweise zirka 200,00 DM pro Kopf und liegen ein Mehrfaches unter den Etats zum Beispiel Frankfurts (zirka 700,00 DM). Auch der Bereich der Spitzenveranstaltungen ist noch entwicklungsbedürftig.

Fazit: Das Kulturschaffen ist als zweite Schlüsselressource regionaler kreativer Milieus erheblich gefährdet.

Kreatives Milieu III (Unternehmensorientierte Dienstleistungen):

Untersucht wurden vornehmlich drei Gruppen an höherwertigen Unternehmensdiensten (vgl. Abb. 3): FuE (Forschung und Entwicklung), OuM (Organisation und Management) sowie IuK (Information und Kommunikation).

Stärken: Der FuE-Bereich ist seiner Personalausstattung nach traditionell hoch leistungsfähig und überdurchschnittlich (noch!) gut besetzt.

Schwächen: Der starke FuE-Besatz geht besonders auf die Montanbranchen zurück und wird annähernd proportional zu dessen Beschäftigungsverlusten abgebaut. Sehr schwache Entwicklungen sind im Vergleich zum übrigen NRW besonders auch in der Elektrotechnik und im Maschinenbau festzustellen. Erhebliche Unterbesetzungen und (!) Minderentwicklungen finden sich überdies im OuM- und IuK-Personal. Allerdings zeichnet sich die benachbarte Rheinregion durch entsprechende Besatzstärken aus. Diese funktional-regionale Arbeitsteilung läßt eine strategische Allianz einer „Rhein-Ruhr-Region“ sinnvoll erscheinen, zumal unter anderem auch in Düsseldorf Sorgen einer zu schmalen industriellen Basis geäußert werden.

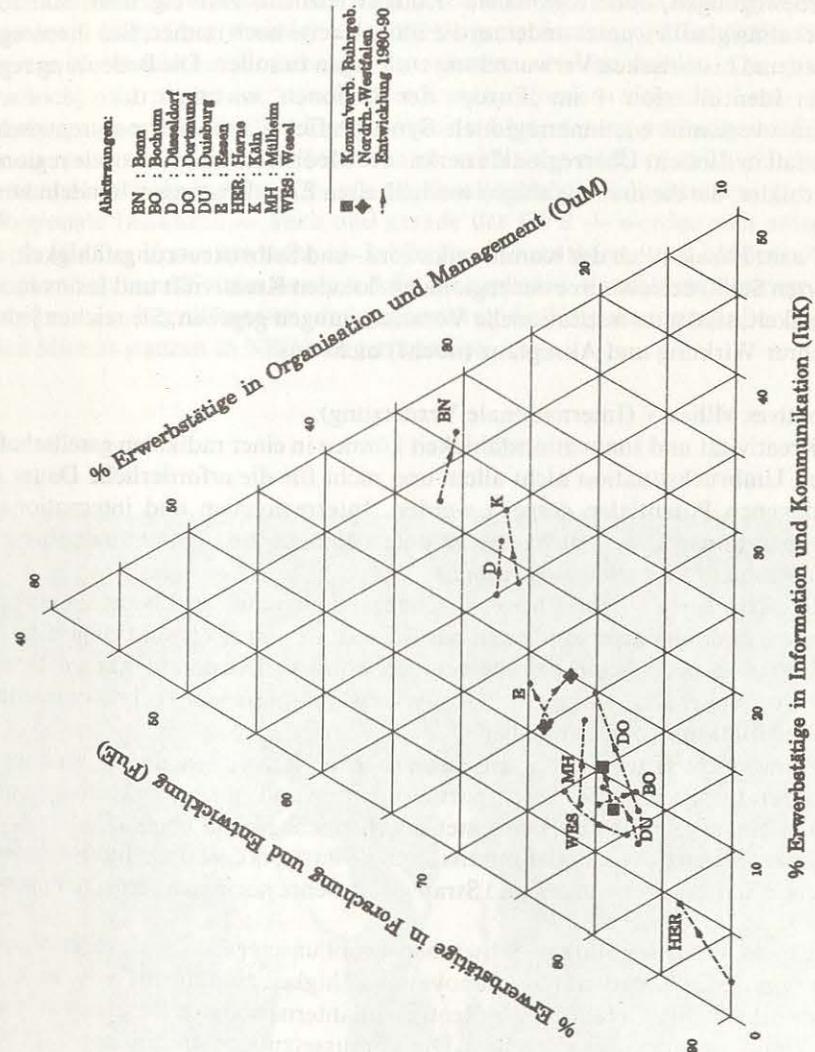
Fazit: Die dritte Schlüsselressource kreativer Milieus ist ebenfalls stark gefährdet. Gute Voraussetzungen bestehen aber für eine wechselseitige Ergänzung der Leistungsprofile unter Umständen auch für eine strategische Allianz von Rhein und Ruhr.

Kreatives Milieu IV (Regionale Kooperation/Koordination):

Für die Kreativität einer Region, für ihre Selbststeuerungs- und Kommunikationsfähigkeit spielen neue Formen der inter- und intraregionalen Vernetzung, der (auch unternehmens-) politischen Kooperations-, Konsens- und Aushandlungskultur eine entscheidende Rolle.

Stärken: Den neu eingerichteten „Regionalkonferenzen“ dürfte — trotz offenkundiger Anlaufschwierigkeiten — als Instrument der regionalisierten Strukturpolitik in Zukunft eine wichtige Impulswirkung zukommen. Auch die — andernorts intensiv erstrebte, im Ruhrgebiet allerdings mit Akzeptanzschwierigkeiten konfrontierte — Einrichtung des Kommunalverbandes muß, dessen Anpassungsfähigkeit vorausgesetzt, als ausnehmend günstige Plattform der regionalen Selbststeuerung erachtet werden. Besonders positiv wirken sich zum Beispiel die KVR-Impulse der Private-Public-Partnerships (IR, Verein pro Ruhrgebiet/VpR) aus. Auf der Habenseite steht auch die IBA-Emscherpark an herausragender Stelle, die in ihren gemeindeübergreifenden Modellprojekten das Fernziel einer ökologisch, ökonomisch und sozialverträglichen Erneuerung des industriell am meisten geschädigten Emscherraumes verfolgt und international starke Beachtung gefunden hat.

Abb. 3 Regionale Differenzierung der höherwertigen wirtschaftsorientierten Dienstleistungen 1980-90



Schwächen: Nach wie vor mindern kommunale Egoismen und unzureichende Kooperationsbereitschaft der Städte die Entfaltungsmöglichkeiten einer polyzentrischen, arbeitsteilig vernetzten Region neuen Typs. Mit mentalen Absatzbewegungen, innerregionalem Konkurrenzneid und eigenem Standortmarketing glauben unter anderem die Flügelkreise noch immer, sich ihrer regionalen und historischen Verwurzelung entledigen zu sollen. Die Bedeutung regionaler Identifikation — im „Europa der Regionen“ wichtiger denn je — wird ebenso verkannt wie innerregionale Synergieeffekte aus einer polyzentrischen Vielfalt in Einheit. Überregional anerkannte Medien fehlen ebenso wie regionale Leitbilder, die die mannigfaltigen modellhaften Einzelleistungen bündeln könnten.

Fazit: Hinsichtlich der Kommunikations- und Selbststeuerungsfähigkeit, der vierten Schlüsselressource der regionalen/lokalen Kreativität und Innovationsfähigkeit, sind gute institutionelle Voraussetzungen gegeben. Sie reichen jedoch in ihrer Wirkung und Akzeptanz (noch?) nicht aus.

Kreatives Milieu V (Internationale Vernetzung):

Kreativität und Innovationsfähigkeit können in einer radikalen gesellschaftlichen Umbruchsituation nicht allein und nicht für die erforderliche Dauer aus endogenen Potentialen gespeist werden. Interregionalen und internationalen Kooperationsnetzwerken wächst im unternehmens- und kommunalpolitischen Bereich mehr und mehr Bedeutung zu.

Stärken: Erste — vorsichtige — Kooperationen auf der Ebene der europäischen Kommunalverbände und ein Europabüro im KVR sind eingeleitet. Sie haben aber noch keine Erfolge zeitigen können. Dortmund hat im Bereich interregionaler Kooperation und Know-how-Transfers von Technologiezentren Vorbildfunktionen übernommen.

Schwächen: Beteiligungen an europäischen Netzwerken und internationale Kooperationen sind über Städtepartnerschaften und Absichtserklärungen noch kaum hinausgekommen. Hier bestehen erhebliche Nachholbedarfe.

Fazit: Überregionale und internationale Netzwerke sind als innovationsfördernde Schlüsselressourcen und Strategieelemente noch nicht ernstgenommen.

Fassen wir dieses Stärken-Schwächen-Profil unserer fünf Schlüsselressourcen der regionalen Kreativität und Innovationsfähigkeit zusammen, so kommt man trotz erheblicher Gefährdungspotentiale im internationalen Vergleich zu einem durchaus noch positiven Ergebnis: Die Voraussetzungen sind auf der Angebotsseite trotz massiver Nachholbedarfe gut. Sie werden aber vor allem von den Kommunen und der mittelständischen Wirtschaft unzureichend akzeptiert und nachgefragt. Besonders hier sind die Spätfolgen des „genetischen Entwicklungsschadens“ spürbar. Das belegen nicht zuletzt die eher bescheidenen Erfolge der beachtlichen Technologietransferangebote.

Aber auch die mentalen Absatzbewegungen der Kommunen fördern nach wie vor ein kontraproduktives statt synergetisches Zusammenwirken der endogenen Kräfte. Hier stehen unter anderem die Jahrhundertchancen der riesigen innenstadtnahen Brachflächen der Montanindustrie auf dem Spiel. Die Planungen zur „Neuen Mitte Oberhausen“ stehen als Megaprojekt „aus einem Guß“ und

mit einer einzigen Investorengruppe in Gefahr, altem Denken, überhasteten Bürgermeisterwettläufen und somit nur einem kurzen Lebenszyklus verhaftet zu bleiben.

Nun können die erforderlichen Einsichten und Verhaltensänderungen nicht verordnet, nicht über traditionelle Regelungsmechanismen öffentlicher oder privater hierarchischer Entscheidungsstrukturen erreicht werden. Die gesellschaftliche Morphogenese des Postfordismus erfordert vielmehr Lern- und Überzeugungsarbeit aller Beteiligten, denn die Veränderung muß in erster Linie das zu steuernde System wollen. Nur so erhält die noch einzuübende neue Kommunikationskultur ihre Chance als Katalysator der Selbststeuerung.

Regionale Instanzen — auch und gerade der KVR — werden sich anstelle bürokratischer Verwalter mehr als Initiatoren, Dienstleister und Moderatoren zwischen Staat und Kommunen neu definieren müssen. Vor diesem Hintergrund ist es durchaus begrüßenswert, daß gegenwärtig die Neuformierung aller regionalen Mittelinstanzen in NRW aufgetragen ist.

Abb. 4



Unser Schaubild zum Postfordismus (vgl. Abb. 2) muß daher ganz besonders in der Dimension der Regulations- und Kommunikationsstrukturen ernstgenommen werden. Diese werden sich grundlegend ändern müssen von einem institutionalisierten, hierarchischen Entscheidungsverhalten zu Formen der schwach- (oder neu-) formalisierten, konsensualen Selbststeuerungsprozesse. An die Stelle hierarchischer Befehlsstrukturen, planerischer Megaprojekte und monolithischer Leitbilder werden Dialog-, Aushandlungs- und Lernprozesse treten müssen. Von einigen gravierenden Nachholbedarfen abgesehen sind im Ruhrgebiet die be- und entstehenden Voraussetzungen vorhanden. Allerdings stellen sie nur die notwendigen Bedingungen im Übergang vom autoritativen Befehl zum partizipativen Dialogmodus der Steuerung dar, nicht aber auch die hinreichenden.

In der Emscher-Lippe-Region, also jener spätindustrialisierten Entwicklungszone, in der der Änderungs-, ja Leidensdruck am größten ist, haben solche neuen institutionalisierten Kommunikationsformen bereits zu eindrucksvollen Erfolgen geführt. Von den Oberzentren werden die neuen interkommunalen Zusammenschlüsse und Dialogformen aber noch eher zögerlich angenommen. Immerhin: Ganz wichtige Schritte sind getan. Auch ist man sich darüber im klaren, daß erst die Bewältigung weiterer Defizite über die zukünftige Entwicklung entscheiden wird. Von besonderer Bedeutung dürfte dabei neben den vorgestellten Schlüsselfeldern der „kreativen regionalen Milieus“ die Entfaltung prozessualer Leitbilder für eine sozial und ökologisch verträgliche Regionalentwicklung sein.

In diesem Ideenhorizont formiert sich im Ruhrgebiet gegenwärtig die Einsicht in die Notwendigkeit einer wirtschaftlich, sozial und politisch zu erneuernden Regionalkultur. Erst eine entsprechende „Kultur der Zukunftsentwürfe“ könnte jene hinreichenden Bedingungen schaffen, die über das Alter, über Aufschwung oder Stagnation der „Region Ruhr“ im neuen Europa entscheiden werden.

In einer Kultur der Zukunftsentwürfe und der Wandlung werden mindestens drei Voraussetzungen erfüllt sein müssen (vgl. Abb. 4): Zum einen wird unser kleiner Unhold den Alleinvertretungsanspruch endgültig aufgeben müssen. Sodann bedarf es wohl zusätzlich himmlischer Eingebungen und engelhaften Wirkens. Letztlich erscheint Skepsis angebracht, ob die Zukunft ohne den Dialog oder mindesten die Dialektik der beiden „unsichtbaren“ Akteure gelingen kann. — Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.